

Metropole und Provinz – Provinz und Metropole

17. Denkmaltag des Landes Brandenburg. Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Brandenburgische Gesellschaft für Landesgeschichte und Denkmalpflege e.V., Brandenburgische Architektenkammer. Brandenburg. Ritterakademie auf der Dominikel. 10. und 11. Oktober 2008.

von Annett Gries

"Provinz und Metropole – Metropole und Provinz" – so lautete das Motto des diesjährigen Denkmaltages. Dieses Motto führte auch eine Veranstaltungsreihe des Vereins Kulturland Brandenburg e. V. im Jahr 2008. Mit jährlich wechselnden thematischen Schwerpunkten und der Hilfe zahlreicher Kooperationspartner zielen die Aktivitäten des Vereins darauf ab, die Bewohner und Besucher der Region einzuladen, dass kulturelle Erbe und die kulturelle Vielfalt des Landes neu zu entdecken. Gemeinsam mit der Brandenburgischen Architektenkammer und der Brandenburgischen Gesellschaft für Landesgeschichte und Denkmalpflege e. V. beteiligten sich das Landesamt für Denkmalpflege und das Archäologische Landesmuseum im Vorfeld des 17. Denkmaltages mit vier Vorort-Veranstaltungen in Wildau, Neustadt, Luckenwalde und Jüterbog an dieser Veranstaltungsreihe von Kulturland Brandenburg e.V. Die Referenten der Vorträge, die am 10.10.08 anlässlich des 17. Denkmaltages gehalten wurden, waren Mitarbeiter der Denkmalbehörde, Historiker, Eigentümer oder Vertreter von Institutionen, die Denkmalanlagen betreiben. Am 11.10.08 fand eine Exkursion in der Stadt Brandenburg statt, die eine Möglichkeit bot, sich über die neueren Restaurierungen und Bauforschungen an mittelalterlichen Profan- und Sakralbauten in Brandenburg zu informieren.

Mit dem Verhältnis von Metropole und Provinz, als einem von Zentren und Umland, setzte sich der Redner des ersten Vortrags - **Felix Escher** - explizit auseinander. Unter dem Titel: "Viele Hauptstädte und eine Metropole. Das "Ranking" brandenburgischer Städte im Mittelalter und der frühen Neuzeit (12.-18. Jhd.)" galt sein Augenmerk dem, was man auch heute unter dem Begriff "Ranking", zu fassen versucht, – einer Hierarchisierung von Städten.

Kriterien für ein Ranking der Städte heutzutage sind: wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, Bewohnerzahl, Infrastruktur, Verortung von Institutionen.

Im Mittelalter und der Frühen Neuzeit erfolgte die hierarchische Ordnung der Städte nach anderen Kriterien.

Wie so ein Ranking evident wurde, stellt Felix Escher am Beispiel der Rangstreitigkeiten der Städte Stendal und Berlin / Cölln in Bezug auf Ehrenrechte in Gegenwart des Landesherrn dar. Anlässlich zeremonieller Einzüge wird das Ranking der Städte durch die räumliche Ordnung ihrer Vertreter (Bürgermeister) innerhalb des Einzuges realisiert und sichtbar. Allgemeiner formuliert: Ehrenrechte wie das Vorreiten, Gehen, Stehen, Sitzen in Gegenwart des Kurfürsten (und in Bezug auf ihn) zeigen die Position der Städte im Ranking an. Bei Rangstreitigkeiten, wie sie aus dem Jahr 1521 überliefert sind, musste vom Kurfürsten geklärt werden, wer wo und mit wem innerhalb eines Einzugs zum Landtagen erscheinen konnte. Damals erhielt Brandenburg den Vorrang vor Berlin während der Einzüge anlässlich der Landtage, die nicht in der Altmark stattfanden.

Kriterium für die Rangordnung war in erster Linie, ähnlich der Begründung der Ränge innerhalb des Adels / der adligen Familien, die Ancienität. Das heißt: Das Alter der Rechte, die eine Stadt innehatte bzw. wie lange der Landesteil bereits zur Landesherrschaft gehörte, in dem die Stadt lag, bestimmte die Ehrwürdigkeit und den Rang. So konnten Salzwedel und die Altmark einen hohen Rang einnehmen und Vorrang beanspruchen bei Landtagen, die in der Altmark stattfanden.

Durch die ständische Organisation der Landesteile gab es auch keine Hauptstadt oder Metropole im modernen Sinne. Sondern jeder Landesteil hatte seine eigene Hauptstadt.

Für das Ranking mittelalterlicher Städte war ebenfalls entscheidend, ob am Ort kirchliche und/oder weltli-

che Herrschaft ihre Institutionen ansässig werden ließ. Eine königliche Burg, eine Bischofssitz oder eine Kämmererei erwirkten Steuerprivilegien. Mit diesen Institutionen konnte der Ort reichsrechtliche Bedeutung erlangen. Ebenso relevant für die Stellung in der Hierarchie war die Tatsache, ob der Ort als Grablege oder Pfalz gewählt worden war. Berlin wird als herrschaftlicher Aufenthaltsort erstmals anlässlich des Landtages von 1280 erwähnt. Wirtschaftskraft ist im Mittelalter nicht entscheidend für den Rang.

Mit der Neugründung von Residenzen durch den Landesherren geht auch eine Möglichkeit der Neuordnung des Rankings der Städte einher; alte Rechte verlieren an Einfluss. Im 18. Jhd. gibt es keine offenen Rangstreitigkeiten mehr zwischen den Städten Berlin und Brandenburg, - anlässlich der Huldigung Friedrich III. genießt Berlin als Residenz eindeutig den Vorrang und wird in der Folgezeit zu einer Metropole.

Mit Bauformen, die hauptstädtische Architekten in der Provinz entwickeln, befasst sich der Vortrag von **Sibylle Badstübner-Gröger**: "Berliner Architekten bauen in der Mark – Herrenhäuser und Landsitze des Historismus."

Bereits nach dem Ende des 30-jährigen Krieges zogen Brandenburger Adelsfamilien fürstliche Hofbaumeister zum Bau ihrer Herrenhäuser zu Rate. Ausgangs des 18. Jhd. sind es dann staatliche Baubeamte und Lehrer der Berliner Bauakademie, wie David und Friedrich Gilly, Karl Friedrich Schinkel und Heinrich Gentz, die am Herrenhausbau in der Mark beteiligt sind und dort innovative Bautechniken und Bauformen realisieren.

Sibylle Badstübner-Gröger widmet sich in ihrem Vortrag den Landhausbauten, die nach 1850 von Berliner Architekten und Architekturbüros in der Mark geplant und erbaut worden sind. Sie konstatiert einen Einfluß von Schinkel und seinen Schülern auf die Baumeister und Auftraggeber, die Tudorgotik und später den Neubarock an den Herrenhäusern ermöglichen. Ebenso verweist sie auf den stilistischen Einfluss der so genannten Potsdamer Turmvilla auf das herrschaftliche Bauen in der Provinz.

Zumeist handelt es sich um Umbauten und Erweiterungen bereits vorhandener Bauwerke, die von so etablierten Architekten wie Eduard Knoblauch, Friedrich August Stüler, Friedrich Adler oder unbekannteren wie Flavinius oder Carl von Diebitsch auf dem Land realisiert worden sind. Einher gingen diese Veränderungen am Baukörper

mit einer stilistischen Modernisierung mit Hilfe historisierender Formensprache. So erfuhr das Schloß Boitzenburg in den Jahren 1841/42 eine Umgestaltung zum „gotischen“ Schloss nach Plänen von Stüler; im Jahr 1881 verwandelte Karl Doflein es dann in einen Neorenaissancebau. Ab Mitte der 1860er Jahre werden Renaissanceformen häufig für Umbauten an Herrenhäusern verwandt. Die ältere, barocke Disposition von Innenräumen in Filade oder auch die Abfolge von Vestibül und Gartensaal wurde trotz umfangreicher Erweiterung und Überformung des Baubestandes oftmals beibehalten. Das heißt, dass äußere Erscheinungsbild bedurfte der Erneuerung, weniger die räumliche Ordnung im Innern. Eine gewünschte Vergrößerung des vorhandenen Gebäudes war ein weiterer Anreiz, einen hauptstädtischen Architekten mit Bauplänen zu beauftragen.

Vollkommene Neubauten sind auf den märkischen Gütern eher selten. Als ein Beispiel für das Bauen auf einer Gutsneugründung aus dem Jahr 1858, stellte Sybille Badstübner-Gröger die Wirtschafts- und Wohnbauten in Gentsrode vor. Die Berliner Architekten Carl von Diebitsch, Martin Gropius und Heino Schmieden waren hier tätig. Gropius und Schmieden bauten das Wohnhaus mit maurischen Stilelementen, - einzigartig in der Mark und bis heute erhalten.

Auch der nächste Vortrag stellt Bauten auf dem Lande vor. Ihre Auftraggeber zählten zum großstädtischen Bürgertum. **Michael Stober** spricht über: "Das Landgut Borsig - Das Mustergut eines Großindustriellen und seine Revitalisierung." Michael Stobers Vortrag fokussiert zum einen auf die Person des Auftraggebers, die Industriellenfamilie Borsig. Deren unternehmerische Aktivitäten stellt er in den Kontext einer allgemeinen Verlagerung von Industrie und Unternehmertum aus der Stadt ins Umland. Zum anderen stellt Michael Stober seine eigenen Konzepte zur Nachnutzung der denkmalgeschützten Gutsanlage vor.

August Borsig gründet seine erste Eisenfabrik 1837 noch innerstädtisch, an der Chausseestraße, musste sie aber recht bald (1847) an die Peripherie von Berlin, nach Maabit verlegen. Dort, im Umland der Metropole Berlin, sieht Borsig die Möglichkeit seine Vorstellungen von einer neuen, mustergültigen Industrieanlage zu realisieren. Zu solch einer Musteranlage gehört für Borsig auch ein Garten. Schwerindustrie und nach ästheti-

schen Gesichtspunkten gestaltete, schöne Landschaft ergänzten einander und schlossen sich für Borsig und seine Zeitgenossen noch nicht aus. Als Mitglied der Deutschen Gartenbaugesellschaft hatte Borsig Kontakt zu Peter Joseph Lenné, der ihm einen Garten neben der Fabrik entwarf, der auch realisiert worden ist. Dieser Garten war öffentlich zugänglich für die Berliner Bevölkerung. Der Eintrittspreis wurde zu Gunsten einer von Borsig für seine Angestellten eingerichteten Sozialkasse erhoben.

Das Landgut Großbehnitz erwirbt der Sohn von August Borsig, Albert Borsig im Jahr 1866 und baut hier technisch aufwendige Landwirtschaftsbauten für ein Mustergut, in denen er mit neuartigen Belüftungs- und Heizungstechniken experimentiert. Produziert werden in Behnitz landwirtschaftliche Produkte für die Betriebskantinen der Werke am Stadtrand von Berlin. Und selbstverständlich erhält das Mustergut in der brandenburgischen Provinz eine überregionale Anbindung an städtische Zentren durch das schnellste und modernste Verkehrsmittel der Zeit, die Eisenbahn. Ihm verdanken die Borsigs ihren Aufstieg als Industrielle und das Gut Groß Behnitz seine Existenz und wirtschaftliche Rentabilität.

In der anschließenden Diskussion zum Vortrag wurde deutlich, welchen hohen Stellenwert Personen- und Ortsgeschichte für die Entwicklung und das Marketing neuer Nutzungsformen nach der baulichen Sanierung der auf dem Gut erhaltenen Wirtschaftsanlagen zuerkannt werden.

Ruth Klawun berichtet mit der Devise "Lokomotiven brauchen Platz" über die ehemaligen Schwarzkopffwerke und die dazugehörige Werkssiedlung in Wildau bei Berlin. Wie ihr Vorredner Michael Stober, verwies auch Ruth Klawun auf einen Wandel der Industrietopografie in Berlin im Laufe des 19. Jhd. Die Schwarzkopffwerke waren ebenfalls ein Industriebetrieb, der aus zuvor städtischer Lage an den neuen Stadtrand oder ins Umland umgesiedelte. 1898 entstand in Wildau eine Fertigungsanlage für Eisenbahnen mit einer Teststrecke. Neben der neuen Industrieanlage entsteht eine Siedlung für die Beschäftigten des Werkes und ihre Familien.

Vergleichbar den englischen Werkssiedlungen, sollten die Arbeiterfamilien in Reihenhäusern untergebracht werden. Zu den Arbeiterwohnungen gehörten jedoch

auch Kleingärten am Haus. Für die so genannten Beamten und ihre Familien waren Einzelbauten vorgesehen. Die Verwendung von Sichtmauerwerk aus rotem Backstein für diese Bauten kann als ein intendierter Verweis auf eine märkische Bautradition interpretiert werden. Die Direktionsvilla umgeben von einem Park und drei einzelne Villen für leitende Ingenieure sind als eine weitere Kategorie von Wohnbauten differenzierbar. Eine gesellschaftliche Hierarchie der im Werk Beschäftigten fand ihr architektonisch-räumliches Äquivalent in den Behausungen.

Unter typologischen Gesichtspunkt betrachtet, ist das Wohnen in der Siedlung der Schwarzkopffwerke vom ländlichen Bauen geprägt. Landarbeiter, die auf Gütern ausgangs des 18. und im Laufe des 19. Jhd. "angesetzt" werden sollten, brachte die Gutsherrschaft in Leutehäusern mit Gartenland unter. Die Villa mit umschließenden Park ist eine ländliche Bauform par Excellence ebenso das freistehende Haus. Aus dem Geiste des Reformbaus stammen die Freizeitbauten wie eine Sportanlage und ein Badehaus die, wie ein eigener Friedhof, ebenfalls zur Siedlung gehörten. Die Bauten der Firma Schwarzkopff können als eine weitere Variation der Verquickung von moderner Industrie mit genuin ländlichen Bauformen verstanden werden. Sie fanden ihren topographischen Ort im Grenzbereich von "Metropole" und "Provinz".

Das Olympische Dorf Döberitz, welches 1935/6 anlässlich der olympischen Spiele von Berlin von dem Architekten Werner March und dem Landschaftsarchitekt Heinrich Wiepking-Jürgensmann geplant worden war, stellte **Martin Hornela** im Auftrag der heutigen Eigentümer, der DKB-Stiftung vor. Das Gelände mit seinen Bauten ist von der Stiftung 2004 übernommen worden.

Ein Olympisches Dorf gab es erstmals anlässlich der Olympischen Spiele in Paris. Die Ausstattung war jedoch spartanisch. Nicht so die des Olympischen Dorfes Döberitz bei Berlin. Die Wohnungen der Sportler hatten separate Bäder und Telefonanschluß. "Stuads", die die jeweilige Muttersprache der Sportler sprachen, standen für Dienstleistungen zur Verfügung. Neben den Wohnungen der Sportler gab es Gemeinschaftsbauten und Sportanlagen, eingefügt in eine landschaftliche gestaltete Umgebung.

Bereits in der Planungsphase wurde eine militärische Nachnutzung der Bauten in Betracht gezogen. In das

"Dorf des Friedens", wie es 1936 benannt worden war, zogen nach den Spielen ein Lazarett, eine Infanterieschule und das 1. Batallion des Infanterie-Lehrregiments ein. In den Jahren 1994-49 dienten die Bauten zur Unterbringung von Flüchtlingen. Dann bewohnten sowjetische Offiziersfamilien das ehemalige Olympische Dorf. Nach deren Abzug, im Jahr 1992, wurde das Gelände Konversionsfläche. Die Bauten wurden entkernt in Vorbereitung auf eine Verwertung. Seit 1993 ist das ehemalige Olympische Dorf jedoch auch als Flächendenkmal gelistet. Bis 1996 gab es Streit um die Planungshoheit über das ehemalige Olympische Dorf; sie fiel an die Gemeinde Elstal. Ausgeschrieben wurde das Gelände als touristisches Sondergebiet und eine Wohnbebauung schied damit aus.

Die DKB-Stiftung sieht ihre derzeit vorrangige Aufgabe in der Sicherung des Geländes, der Instandsetzung des Jesse Owens Gebäudes und dem Ausbau des Sportplatzes. Ob das ehemalige Speisehaus des Olympischen Dorfes zu einem Hotel umgebaut werden kann, ist noch fraglich. Temporär finden auf den Gelände Sportveranstaltungen wie der DKB Leichtathletik oder der Jesse Owens Lauf statt. Der Fußballverein Lok Elstal trägt hier seine Spiele aus. Das Kinderhaus Sonnenschein nutzt ein Teil der Bauten für Sommerworkshops. Die Stiftung hofft, dass ein Designer Outlet, welches in der Nachbarschaft geplant ist, sich auch als Publikumsmagnet für das Olympische Dorf erweisen mag.

Felix Merks Vortrag: "Berlin-Bad Freienwalde, Ihre königliche Hoheit auf Kur" stellte die Schloß- und Parkanlagen von Bad Freienwalde vor. Ein Kurort, zu dem die Erholungsbedürftigen aus den Residenzstädten in die Provinz reisten, wurde Freienwalde durch die Erschließung einer mineralischen Quelle. Nachweislich seit dem Jahr 1684 waren die Heilquellen bekannt. Zu Zeiten der Herrschaft Friedrich Wilhelm I entstand in Freienwalde, am Brunnen ein erstes Kurhaus. Später erbaute Andreas Schlüter für die königliche Familie ein separates Gebäude. Aus dem Raumprogramm des Gebäudes ist ersichtlich, dass nicht nur der Heilbrunnen die höfische Gesellschaft von Berlin und Potsdam nach Freienwalde zog – man erfreute sich auch der Landschaft, die von einem Belvedere-Saal im Obergeschoß des Bauwerks dem Auge erschlossen wurde. Im Untergeschoß gab es Räume zur separaten Brunnennutzung.

Eine attraktive Landschaft und der Heilbrunnen blieben auch im Laufe des 18. und 19. Jhd. der Grund, Freienwalde zu besuchen. Landschaft wurde nun nicht nur vom Belvedere eines Gebäudes aus wahrgenommen sondern in der Umgebung der Badebauten entstanden am Hang der Oderberge Rasenbänke als Aussichtsorte; es wurden gerade Alleen und gewundene Wege in den Wald gehauen. Weitere, nicht nur höfischer Öffentlichkeit vorbehaltene Bauten kamen hinzu. Im Jahr 1797 lässt sich die Witwe König Friedrich Wilhelm II in Freienwalde ein Landhaus von David Gilly bauen, erwirbt Land am Apotheken- und Poetenberg und lässt das Terrain erneut landschaftlich gestalten. Ein Jahr später entsteht unter der Leitung von Carl Gottward Langhans das „Landhaus“ als Logier- und Badehaus. Im Jahr 1821 werden die Kurbauten um ein Theatergebäude erweitert, Josef Peter Lenné fertigt Pläne für die Umgestaltung der Freianlagen. Nach der staatlichen Anerkennung als Kurort wird „Bad Freienwalde“ zu einem bevorzugten Badeort des Berliner Mittel- und Kleinbürgertums. Das Schloss blieb im Besitz der Hohenzollern. Ab 1909 gehörte es der Familie Rathenau bzw. der Rathenau-Stiftung GmbH. Rathenaus Erben überließen das Schloß nach 1926 dem Kreis Oberbarnim. Nach 1945 wurde es Standort der Kreisbibliothek und Aufführungsort für Kulturveranstaltungen. Die Kuranlagen des Gesundbrunnens wurden nach Instandsetzungsarbeiten 1952 wiedereröffnet. Heute nutzt ein Klinikum für Orthopädie und Rheumakranke die Bauten und bemüht sich um die Rekonstruktion des lennéschen Parks. Im Schloß entsteht eine Walther-Rathenau-Gedenkstätte mit Archiv, in dem eine Kopie des Moskauer Rathenau Nachlasses aufgenommen werden soll.

Der Vortrag von **Gerd Ohligschläger**: "Es handelt sich um einen musterhaften Bau, auf den Berlin stolz sein kann". Die Arbeiterheilstätten bei Beelitz" konzentrierte sich auf die Baugeschichte und die jüngere Entwicklung des Bauensembles sowie die Probleme der Nachnutzung, insbesondere nach 1994.

Die Einrichtung eines Sanatoriumsbetriebs bei Beelitz ist eine Folge der industriellen Entwicklung und der Entstehung großstädtischer Ballungsräume. Um 1900 ging die Zahl der Tuberkulosekranken in Deutschland in die Millionen. Schwere körperliche Arbeit, Mangelernährung, beengte Wohnverhältnisse und schlechte

hygienische Bedingungen machten Tuberkulose zur Volksseuche. Mit der Zahl der Einwohner Berlins stieg auch die Zahl derer, die an Tuberkulose, Stoffwechsel- und Herzkrankheiten litten und der Genesung und Erholung bedurften. Die Landesversicherungsanstalt Berlin erwog ab 1894 die Einrichtung von vier Heilstätten – zwei Lungenheilstätten und zwei Sanatorien für Männer und Frauen – nahe der Stadt Beelitz. Die Stadt hatte Anschluss an die Wetzlaer Eisenbahnlinie und die Kreis-Chaussee zwischen Lehnin und Lükkenwalde. Ein bequemer Transport der Kranken von Berlin und dem Umland wurde dadurch ermöglicht. Für den ersten Bauabschnitt in den Jahren 1898-1902 waren die Architekten Heino Schmieden und Julius Boethke zuständig. In der zweiten Bauphase von 1905-08 leitete Fritz Schulz die bauliche Erweiterung der Lungenheilstätten. Zu den Beelitzer Heilstätten gehörten nicht nur Krankenhausbauten. Auf dem Gelände entstanden Wohngebäude für Ärzte und Angestellte und Wirtschaftsgebäude zur Versorgung des Krankenhausbetriebs. Darüber hinaus gab es ein Postamt, eine Kirche und ein Restaurant. Angestrebt wurde eine eigenständige Infrastruktur und Versorgung, was dazu führte, dass 1918 auch die Landwirtschaftsgüter "Breite" und "Blankensee" vom Träger der Heilstätten erworben wurden. Mit der dritten Bauperiode in der Zeit von 1926-1930 entstanden zusätzliche Wirtschaftsbauten und der Chirurgie-Pavillon. Egon Eiermann erweiterte 1942 die Heilstätten um eine weitere Fachklinik für Lungenkrankheiten – ein Ausweichkrankenhaus für die Stadt Potsdam. In den beiden Weltkriegen nutzte das deutsche Militär die Beelitzer Heilstätten als Lazarett. Nach 1945 wurden die Heilstätten von Beelitz von den Weststreitkräften der russischen Armee als Sanatorium requiriert und zum größten Hospital der sowjetischen Truppen außerhalb der Sowjetunion. Mit dem Abzug der sowjetischen Streitkräfte im Jahr 1994 beginnt ein neuer Abschnitt in der Nutzung der Beelitzer Heilstätten. Für das Gelände sah ein städtebaulicher Wettbewerb aus dem Jahr 1995 die Entwicklung eines Ortsteilzentrums mit Bauten für Handel, Dienstleistung und Wohnen vor. Beelitz Heilstätten sollten zu einem neuen Stadtteil von Beelitz werden. Die vorhandenen Klinikbauten beabsichtigte man umzubauen und zu erweitern.

Mit der Insolvenz der Beelitz Heilstätten GmbH und Co. KG gerieten die Planungen in die Krise. Auch das Projekt einer Investorengruppe in Beelitz Heilstätten einen "Collegiapark Brandenburg" zu etablieren und Ausbildung im e-health Management anzubieten, scheiterte weil man sich mit der Gläubigerbank nicht über den Kaufpreis einigen konnte. Von 2001-2008 blieb das Gelände unbewacht und die Gebäude ungesichert. Im Jahr 2008 erwirbt eine "Projektentwicklungsgesellschaft "Beelitz Heilstätten" das Terrain. Sie beabsichtigt an die Pläne der 1990er Jahre anzuknüpfen, jedoch wird mit geringerer Nutzungsdichte kalkuliert. Beelitz Heilstätten könnte in Zukunft Raum für's Wohnen, für Lehr- und Forschungseinrichtungen und das Gesundheitswesen bieten. Die Neurologische Reha-Klinik auf dem Gelände soll um eine Suchtklinik und ein Mutter-Kindsanatorium erweitert werden. Im Süden des Geländes ist ein Kunst- und Kultur Zentrum geplant.

Olaf Ihlefeldt ging in seinem Vortrag unter dem Titel "Ewige Ruhe auf dem Friedhof der Metropole? Der Südwestkirchhof Stahnsdorf – von historisch gewachsenen Problemen zu einer nachhaltigen Nutzung" mit feinem und schwarzem Humor dezidiert auf das Thema der Tagung - Metropole und Provinz - ein.

Friedhöfe sind Orte und Institutionen, die ursprünglich in und bei den Kirchen gelegen, im Zuge der Aufklärung aus dem Stadtraum entfernt worden sind. Bereits im 18. Jhd. entstanden Berliner Friedhöfe außerhalb der Stadtgrenzen. Als Teil einer Landesverschönerung nahm Peter Joseph Lenné in seinen Planungen der "Schmuck- und Grenzzüge für Berlin" einen Bestattungsort in Friedrichsfelde auf. Mit dem rasanten Wachstum der Stadt Berlin nach 1871 entstand nun die räumliche Situation, dass Friedhöfe, die einstmals vor den Grenzen der Stadt lagen, nun Teil von dieser wurden. Der Stadt – und Regionalverband und die evangelische Kirche von Berlin waren sich sehr bald einig, dass Berlin neuer und größerer Friedhöfe bedurfte. Mehrere Kirchgemeinden sollten auf je separaten Flächen innerhalb eines Großfriedhofes ihre Toten beerdigen. Wie bereits für die Planung der Beelitzer Heilstätten bemerkt, spielte auch im Kalkül der Friedhofsplaner die Bahn, die das städtische Umland erreicht, eine wesentliche Rolle. Mit ihr sollten die Toten zu den geplanten drei Großfriedhöfen in Mühlenbeck, Ahrensfelde und Stansdorf gebracht werden. Allerdings wurde

lediglich in Stahnsdorf ein Zentralfriedhof realisiert. In dem neuen Großfriedhof wurden Grabanlagen eingerichtet, wie die der Familie Siemens, die bis zu 1000 qm groß sein konnten. Die Familie Langenscheidt ließ sich ein Mausoleum bauen. Die gesamte Anlage glich eher einem Wildpark, den der gestalteten Parklandschaft anderer Friedhöfe.

Neben den üblichen Begräbnissen, lagerte die Stadt Berlin in den Jahren 1938/39 im Rahmen der Spreeplanung Gräber aus dem 19. Jhd und Kriegsgräber nach Stahnsdorf aus. Mit dem Mauerbau von 1961 verlor Stahnsdorf seine Anbindung an den Berliner Südwesten. Erst ab 1973 gab es wieder Bestattungen von Toten aus Westberlin. Seit diesem Jahr steht der Stahnsdorfer Friedhof auch unter Denkmalschutz. Bis heute ist die "Denkmalsubstanz" zu 95 % erhalten.

Nach 1989 sollte der Friedhof geschlossen werden. Bei geringer Neubelegung des Friedhofs schien der Erhalt kaum möglich. Die Nutzungskonzeption, die heute vertreten wird, interpretiert den Friedhof als Kulturdenkmal und als "Ort des Lebens und der Begegnung". Man kann dies als eine Anlehnung an einen antiken Topos und die Totenfeiern in den römischen Katakomben interpretieren. Die Friedhofsverwaltung möchte mit ihrer Nutzungskonzeption eine Gegenteilstendenz zur heutigen Bestattungskultur etablieren. Dabei ist man sich bewusst, dass eine Veränderung der Friedhofs- und Bestattungskultur eine Auswirkung auf das Denkmal Friedhof haben wird. Ganz konkret heißt das: Anonyme Bestattungen und "naturnahe Bestattung" unter Bäumen mit Namenstafeln werden in den Friedhof integriert. Eine weitere, etwas kuriose Neuerung sind die so genannten Grabpatenschaften. Alte Grabanlagen werden auf diese Art erhalten, mit der Option einer "Nachnutzung" durch die Paten. Zeitgenössische Sepulkralkunst verstößt oftmals gegen traditionelle Friedhofsordnungen. Für derartige Artefakte stellt der Stahnsdorfer Friedhof geeignete Plätze zur Verfügung.

Die Öffentlichkeitsarbeit des Stahnsdorfer Friedhofs präsentiert den Friedhof und das Denkmal nicht nur konventionell mit Flyern, Büchern und Führungen. So gab es beispielsweise am Grab von Engelbert Humperdinck eine Aufführung von der Oper Hänsel und Gretel. Weitere, eher unkonventionelle Aktionen zum Erhalt des Denkmals sind erwünscht.

Zur Diskussion steht, den Stahnsdorfer Friedhof für andere Konfessionen zu öffnen. Dies wurde bereits

zur Gründungszeit der Anlage in Erwägung gezogen. Die Wirtschaftlichkeit des Friedhofbetriebs hat sich in den letzten Jahren entschieden verbessert. Das liegt nicht zuletzt daran, dass jährlich wieder 800 Bestattungen auf dem Stahnsdorfer Friedhof stattfinden.

Berlin mag den "Sieg" über die Provinz errungen haben, so Thomas Drachenberg im Schlusswort zum Tagung. Doch der Begriff "Provinz" als wertende Kategorie für die Baukultur und ihrer Qualitäten, scheint ihm mit Blick auf die Bauten, die in den Referaten vorgestellt worden sind, nicht berechtigt.

Rezension: Tagung

Metropole und Provinz – Provinz und Metropole. 17. Denkmaltag des Landes Brandenburg, Veranstalter: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Brandenburgische Gesellschaft für Landesgeschichte und Denkmalpflege e.V., Brandenburgische Architektenkammer, 10. und 11. 10. 2008, Brandenburg, Ritterakademie auf der Dominsel, Rezensentin: Annett Gries, in; kunsttexte.de, Nr. 4, 2008, (7 Seiten), www.kunsttexte.de

Autorin

Annett Gries, Studium der Kunstwissenschaft und Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Kunsthistorischen Seminar der Humboldt-Universität Berlin, freiberufliche Arbeit im Bereich Bauforschung und Denkmalpflege.